

Nadlers Schweizerische Literaturgeschichte

Autor(en): **Lang, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **12 (1932-1933)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Naders Schweizerische Literaturgeschichte.

Von Paul Lang.

Dreizehn Jahre hat der böhmische Literaturhistoriker Josef Nader in Freiburg im Uechtland Literatur doziert. In dieser Zeit ist sein über 3000 Großseiten füllendes Riesenwerk „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ zur Hauptsache entstanden. Aus der Berührung mit unserm Land warf er zwischenhinein die kleinen Bändchen „Von Art und Kunst der deutschen Schweiz“ und „Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz“ in die Diskussion. Und heute beschenkt er uns mit einer fünfhundertseitigen „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz“. Sie ist Martin Bodmer gewidmet, als Dank für die Anerkennung durch den großen Gottfried Keller-Preis.

Seltzam! Seit Bächtolds Torso wartet die schweizerische Literatur auf den abschließenden Historiker. Frey zog es vor, in seinen „Schweizer Dichtern“ die Lebenden zu beschweigen. Seither sind manche Monographien entstanden. Aber vor der Gesamtschau hüteten sich die Einheimischen. Bis nun der Ausländer Nader den Anfang macht. Den Anfang, ja! Denn schon ist ein ähnliches Werk aus der Feder Emil Ermatingers angekündigt. Die Duplizität der Fälle!

Naders „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz“ (Brethlein & Co.) ist nach der gleichen Methode gebaut wie sein Hauptwerk. Von Volk und Land geht er aus. Wie sich jenes in diesem entfaltet, das ist, was ihn anzieht und lockt. Dem geht er nach bis in die feinste Verästelung. Städte sind ihm lebendige Wesenheiten. „Sankt Gallen und Basel zu beiden Seiten, in der Mitte einen Schritt voran und Führer im Vorstreit Zürich. Eine Stadt wird Heldin in einem großen, aber tragischen Spiel.“ Das Typische sucht er, das Typische findet er. Aber, wo einer aus der Regel fällt, da ergeht es ihm schlecht. Gegenüber Stadt und Land kommt der Mensch bei ihm immer zu kurz.

Doch nicht nur, daß die einzelne Dichterpersönlichkeit nur als Funktion ihres Stammes wesen darf (Konrad Falke als Aargauer — wer lacht da? — Robert Walser als Appenzeller!), Nader wird sogar böse, wenn seine Schachfiguren sich nicht der Regel der heiligen Dreieit fügen wollen. Nur für den von konstruktiver Leidenschaft Besessenen kann der folgende Satz anders als komisch wirken: „Arnold Böcklin stammte aus einer Familie, die erst zu Ende des 18. Jahrhunderts aus Schaffhausen in Basel eingewandert war. Dieser Ortswechsel zerbricht dem Geschichtsschreiber den schönen Bogen Tobias Stimmer-Johannes Müller-Arnold Böcklin.“ Welche Gemeinheit der Böcklinvorfahren! Erweckt die Methode Naders bei solchen Stellen Verdacht und Unbehagen, so bewirkt sie doch auch an anderen Orten blitzartige Aufhellung bis jetzt verbunkelter Zusammen-

hänge. Man lasse das folgende Gefüge auf sich wirken: „Die alte Eidgenossenschaft bestand aus drei geistigen Ringen, die ineinander verschlungen waren, aus der Bundeslegende der Waldstätten, aus der hochgezüchteten Geistigkeit der drei südrheinischen Städte, aus der künstlerisch geformten Staatlichkeit Berns und seiner beiden Waffengefährten. Als Bern neben Zürich trat, gab es zwei Eidgenossenschaften, eine evangelische und eine katholische, und zwei Heerlager des Geistes. Das schöne Spiel der Kräfte zwischen dreien, der Zahl, in der das Märchen, die Legende, der Mythos alles Sinnvolle, Heilige und Welthafte geschehen lassen, löst sich wieder auf in jene dämonische Zweiheit der Entzweiung, die Schöpfung oder Vernichtung bedeutet. Im Zeichen dieser Wahl war den Eidgenossen mit Zwinglis Tode ein neues Weltjahr angegangen.“

Das Nadler'sche Werk muß viele befremden. Denn es ist aus ganz anderem Geiste geschrieben, als was bisher bekannt war in diesem Bezirk. Von ästhetischer Wertung nur das Unumgängliche. Wichtig sind einzig die Inhalte, und zwar immer in Bezug auf die Leitidee. Zürich ist nicht mehr Alpha und Omega. Bern und Basel erfahren liebevolle Hervorhebung. Die katholische Inner- und Aargau kommt zu ihrem ganzen und neuen Recht. Nadler handelt auch nicht ausschließlich von Dichtern und Schriftstellern, sondern ebenso oft, wenn nicht häufiger, von Mönchen, Pfarrern, Schul- Lehrern, Malern, Gemeindeforschern, Bibliothekaren, Chronisten. An 700 Namen enthält das Register. Unter M aber beispielsweise weder Mühlestein noch Muschg, dafür Masarey auf drei verschiedenen Seiten und Meyer-Lieburg auf vier. Neben andern marschieren da als Vertreter der M-Sippe noch auf: Josua Maler, der Pfarrer, der ein lateinisch-deutsches Wörterbuch anfertigte, Aldus Manutius, Buchdrucker in Venedig, Johann Merz, 1828 Verfasser des „Poetischen Appenzellers“, und Benedikt Marti, Griechischlehrer in Bern, der 1561 über eine Stockhornbesteigung Rechenschaft ablegte. Hugo Marti, der Novellist und Dichter und Nachfolger Widmanns, ist allerdings nicht würdig befunden worden, überhaupt ins Buch einzugehen (der besagte Widmann österreichischer Abkunft erhält dafür gleich sechs volle Seiten), so wenig wie Alexander Castell, John Knittel, Cécile Ines Voos, Regina Ullmann, C. F. Wiegand und Otto Wirz!

Nun ist es zwar kleinlich, jedem übergangenen Lebenden bittere Tränen nachzuweinen. Aber hier zeigt sich eben am deutlichsten, daß Nadler einer gelinden Monomanie verfallen ist. Ist einer katholisch, so ist ihm ein Platz zum vorneherein reserviert. Kann er, obschon Protestant, irgendwie zum Barock gerechnet werden — Platz da, Platz da für ihn! Drum gipfelt die moderne Schweizer Literatur im Drama und das Drama in Lieburg! „Hebbels dramatischer Gedanke in Gestalt des Barocktheaters, das ist entwicklungsgeschichtlich Inbegriff seines Werks.“ Wobei freilich zu bemerken wäre, daß Hebbel außer seinem Hegelismus auch noch etwas anderes besaß, was Lieburg abgeht: nämlich Gestaltungskraft. Die starre Zahlen- mystik Lieburgs mag immerhin zum Barock gerechnet werden. Nur daß

sie auch dort in diesem Übermaß bisher zu den Verfallserscheinungen gerechnet wurde, wie jegliche mathematische Allegorie in jeglicher Literatur. Sowohl beim einzelnen Menschen wie bei größeren Entelechien ist Vorherrschen von Schematik mit Recht von jeher als Bergreifung gewertet worden. Insofern könnte Lieburg allerdings ein Symptom sein. Aber ein schlimmes. Jedoch, warum sollen zwei Zahlenmonomanen schließlich nicht aneinander Freude haben?

Aber ich will Nadler nicht Unrecht tun. Die fabelhafte Präzisionstechnik seines Denkapparates imponiert mir ja dennoch, ich mag wollen oder nicht. So sehr sein Buch durch die Gleichförmigkeit der Sätze, durch den ehernen, monotonen Tonfall der namengespickten Rede ermüdet, wie setzt es uns doch immer neue, überraschende Lichter auf! Insonderheit, wenn er von den vernachlässigten Provinzen, etwa von der Innerschweiz zeugen darf! Aber überhaupt immer dort, wo das Kulturhistorische mit dem Literarischen und dem Politischen eine enge Verbindung eingegangen ist. Wo Ihr's da paßt, da ist es interessant! In der alten Eidgenossenschaft nämlich.

Betrachten wir aber die neuesten Kapitel, prüfen wir gar das Kapitel der Lebenden, so ändert sich das Bild. Zwar auch hier erfreuen uns aufschlußreiche Bezüge und Assoziationen. Aber ebenso oft stoßen wir auf Gewaltigkeiten und wundern uns ob der Lücken. Da ja doch alles auch hier auf einen Kenner gebracht werden muß, horcht man auf, wenn behauptet wird, Basel „sei“ heute der Roman der Schweiz. Uha, denkt man, Schaffner, Möschlin, nun ja, wir wollen sehen. Aber wie krampfhaft wird die Beweisführung alsogleich! Dominik Müller muß mit seinem einzigen autobiographischen Roman sofort zum Epiker vorrücken und seine Verschen und Stückchen, an die er ein Leben lang sein Herz gegeben hat, verfallen rascher Entwertung. „Seine Leistung sind doch wohl seine belgischen und spanischen Reise geschichten und der russische Liebesroman.“ Bernoulli, der sich zeitweils als Dramatiker fühlte, dessen frühe Romane keine Seele las — bumps, bei Josef Nadler wird er zum Epiker. „All, der zu frühe Führer“, hält „unter Bernoullis vielen Büchern heute die Spitze. Das Buch bezeichnet die deutsche Richtung des Basler Romans von heute“. Just jetzt aber, wo er ausholen könnte mit seinem Romanbasel, ist Josef Nadler plötzlich von Kenntnis verlassen. Warum ihm John Knittel mit seinen fünf epischen Schlagern, dieses ursprünglichste Erzählertalent, das die Schweiz zur Zeit neben Schaffner und von Tavel besitzt, so wenig in den Kram paßt, daß er ihn überhaupt nicht erwähnt, das wissen die Götter. Nein, halt, vielleicht weiß ich es selber. Weil Nadler nämlich die Literatur überhaupt nicht kümmert. Weil er nicht fühlt, was ein guter Roman ist und was ein schlechter. Weil er noch niemals gespürt hat, was Drama eigentlich heißt. Weil ihm das Organ fehlt für das, was man Dichtkunst nennt. Ein Beispiel gefällig? Er spricht von der Lyrik der neuen Schweiz. Sie ist „halb überblickt“. Gott sei dank! Überblicken wir! Nlg, ein paar Worte. Aber jetzt — Stidelberger mit seinen nebensächlichen Versen. Gleich sind es acht Zeilen. Frei-

lich, Stidelberger ist ja Historiker. Da wärmt sich's im Busen Nadlers. Dann aber, nach Erwähnung von Klara Stern, die mir wahrhaftig unbekannt ist, in einem Satz „Gustav Gamper, Gertrud Pfander, Siegfried Lang runden mit ihren Sammlungen das Iyrische Bild dieser reiferen Altersstufe ab“. Bumps, runden ab! Hiltbrunner wird mit einem einzigen Buch kurz lächerlich gemacht. Bei Geilinger verweilt Nadler typischerweise ausführlicher auf dem letzten, in seinem Gesamtchaffen viel weniger wichtigen Rosenbüchlein, dann kommen wieder lauter unbekannte Namen, Max Schwendimann, Walter Link, Max Koch. Sie mögen ihre Freude dran haben. Etwas besser wird's allerdings bei der Würdigung Franziska Stöcklins und Konrad Bänningers.

In summa: diese letzten Kapitel sind zusammengestoppelt, so gut es eben ging. Die Wertungen sind teilweise richtig, teilweise hanebüchen. Aus dem hohen Bemühen, nicht in den üblichen nichtsagenden Katalog zu verfallen oder sich, was noch einfacher gewesen wäre, überhaupt elegant zu drücken, ist Nadler der Gefahr nicht entgangen, falsche Zusammenhänge herzustellen oder Wichtiges zu verschweigen und dies in einer Weise, die einfach gewaltsam wirkt. Grad hier wird es doppelt deutlich, daß er, mag er sich den ästhetischen Sinn auch bis zu einem gewissen Sinne anerzogen haben, primär doch immer durch anderes bedingt ist: durch einen fanatischen Ingenieurwillen, durch eine wilde konstruktivistische Tendenz, die ihn alles ihm Wesensähnliche restlos bejahen, alles Nichtkonstruktive gänzlich mißkennen heißt — z. B. den Iyrischen Fluß, die Gabe des Gesanges. Darum die einseitige Betonung des Barocks und die Vergözung eines Konstrukteurs wie Lieburg. Darum überhaupt die Unfähigkeit, dem Menschen in seinem Sosein gerecht zu werden und ihn als Entelechie verehrend zu verstehen. Der Dichter muß in jedem Falle bei Nadler der Exponent dieses oder jenes Teilaspektes von Stadt, Staat oder Volksbewußtsein darstellen. Oder er darf nicht sein. Eine wesentlich auf sich selbst bezogene Existenz wird ihm strikte verboten. Aber gleichfalls eine vornehmlich auf die Natur bezogene. Nadler kommt weit mit seiner Methode, wenn er von den alten Zeiten spricht, da tatsächlich das Typische überwog und diese Teilaspekte zu übersehen waren. Bei den Individualisten des 19. Jahrhunderts aber, die zwar auch an den Strebungen der kollektiven Mächte Anteil haben, nur freilich immer in anderen Mischungen und überraschenden Kombinationen, da muß er versagen, da muß sein beschränktes Koordinatensystem, auf dem er die Dichter aufspießt wie Schmetterlinge, zum Unsinn werden. Denn entweder passen Leute wie Spitteler, Faesi, Pulver, Walser, um nur ein paar herauszugreifen, überhaupt nicht in das vorgezeichnete Schema. Oder sie müßten in verschiedenen Rubriken aufgeteilt werden. Weil in Nadler der Konstruktivismus überwiegt, der ein gegliedertes Buch erheischt, hat er diesen zweiten Weg nur selten beschreiten können und sie oft allzu leichten Sinnes in sein Prokrustesbett gezwängt, wo wir sie nun bald empört, bald belustigt liegen und leiden sehen.

Zugegeben: bis zu einem gewissen Grad ist das die Crux aller Literaturgeschichtsschreibung. Und jeder, der sich mit Ähnlichem abgemüht hat, weiß Bescheid. Es sei Nadler deswegen auch nicht der Strick gedreht. Sein Buch bleibt das erste dieser Art und stellt im ganzen einen großartigen Versuch dar. Um zu zeigen, welcher Geistesblitze im Bezirk der allgemeinen literarhistorischen Betrachtung seine Methode fähig ist, sei mit einem Zitat geschlossen, das jedem freudiges Erstaunen und Bewunderung abnötigen wird:

„Zwei Gemeinwesen waren es, die über Deutschland eine neue Luft und seinem achtzehnten Jahrhundert das Gesicht machten: Zürich und Königsberg, die Schweiz und Ostpreußen. Zwischen ihnen ist nicht der letzte Gegensatz des Ja und Nein. Sie stehen miteinander in scharfem Wettbewerb, laufen gepaart nach demselben Ziel, begleiten und widersprechen einander, werfen einander die Gedanken zu und spielen sie weiter. Und zwischen ihnen ist nicht der Zufall der Stunde. Über ihnen steht ein gemeinsames Schicksal. Mit der Eidgenossenschaft und dem Ordensstaat hatte sich das hohe Mittelalter zu geschwisterlich gleicher Zeit zwei verjüngte Kleinbilder seiner eigenen Großwelt erzeugt: über der südwestlichen Völkerfuge Europas die Kleinwelt seiner ursprünglich freien Volksgemeinden, über der nordöstlichen Völkerfuge Europas das Wunschbild seiner selbst, den ritterlichen Kirchenstaat. Mit unbegreiflicher Ebenmäßigkeit durchliefen sie ihre Bahn, blühten im vierzehnten Jahrhundert zu starken, bundesstaatlich gegliederten Gebilden auf, stürzten im frühen fünfzehnten Jahrhundert fast in den gleichen Jahren in die Hochgefahren ihres Wesens und in verderblichen Zwiespalt, und es hätte seinen Reiz, das Werk Zwinglis, der den weltlichen Staat verkirchlichte, und das Werk des Herzogs Albrecht, der seinen kirchlichen Staat verweltlichte, miteinander zu vergleichen. Beide Gemeinwesen teilen sich in eine katholische und eine evangelische Hälfte, deren jede ihre eigene Geistesgeschichte hat. Sie machen im achtzehnten Jahrhundert, ihrem äußeren Zusammenbruch lange voran, aus der tiefsten geistigen Wurzel ihres Wesens jene innere Wiedergesundung durch, die sie dann mit mächtigem Schwunge über den Zusammenbruch hinweghebt. Der Fall der Schweizer Garden in den Tuilerien und das Russenbündnis Yorks zu Tauroggen verstricken die Schweiz und Ostpreußen in Beginn und Beschluß der europäischen Verwandlung aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert. Und man stößt immer wieder auf die gleiche Tatsache. Das musische, leichtere, bewegliche mitteldeutsche Königsberg der Herder und Hamann spielt mit dem künstlerischen Vorort der Eidgenossenschaft, mit Zürich zusammen, das verstandeskühle, harte und schwerer bewegliche niederdeutsche Königsberg, das Königsberg Gottscheds und Rants, mit dem strengen Bern des kategorischen Imperativs. Den Ausschlag gibt dieses. Ostpreußen und die Eidgenossenschaft ringen zur gleichen Zeit um den umfassenden Entwurf zu einer neuen deutschen Geisteshaltung. Der Wettbewerb zwischen Bodmer und Gottsched macht diese Lage zum ersten

Mal sichtbar. Aus feindseligem Widerspruch wird reifendes Verständnis, Einverständnis, Austausch und Zusammenarbeit. Erst in diesem Wechselspiel mit dem Königsberger Geiste vollenden sich die hohen Strebungen Berns und Zürichs, Hallers Gedanken durch Kant, das Werk Bodmers und Breitingers durch Hamann und Herder. Ostpreußen macht gemeingültig und treibt in alle Adern der deutschen Bildung, was man in Bern und Zürich zuerst geplant und erwogen hatte. Hallers Wunschbild des naturnahen Alpenvolkes wird von Hamann und Herder aus der Ursprünglichkeit baltischer Kleinvölker vertieft und zu grundlegend neuen Anschauungen über Sprache, Mythos, Dichtung ausgewertet. Hallers dichterische Gedanken von den Grenzen des Erkennens, vom Verständnis zwischen Glauben und Wissen, vom Wesen des Sittengesetzes werden in Kants Lehre Gemeinbesitz der Welt. Bodmers Kunstlehre wird von Hamann noch einmal gedacht, aus neuer Tiefe zu Ende gedacht und gewinnt so Gewalt über das ganze Jahrhundert. Die freigeistige Weltanschauung der Zürcher geht durch den ostpreußischen Filter einer neuen Bibelgläubigkeit und wird durch die Mischung mit ostpreußischen Gedanken von Herder wahrhaft fruchtbar und allgemein gültig gemacht. Bodmers Entdeckung des Mittelalters und seine Erziehung zu einer neuen Dichtersprache finden in Herder ihren Herold und werden durch Herder zur Grundlage der deutschen Dichtung jüngerer Zeit. In Lavaters und Hamanns Geniebegriff verschmilzt die Königsberger und die Zürcher Bahn das geistige Geschehen zu einer gemeinsamen Scheitelhöhe. Der Königsberger Hamannkreis bereitet Pestalozzis Menschenbildnerie den Boden, von dem aus Pestalozzis Lehre in den Schulen der ostpreußischen Grundherren durchdrang.“

Man darf Nadlers Buch dennoch, nicht wahr, ein kostbares Gastgeschenk nennen. Ich wenigstens kenne keinen Gelehrten, der die Gastfreundschaft einer Schweizer Hochschule fürstlicher belohnt hätte als er.

Nationalcharakter und Städtebau.

Von Hedwig Schöch.

Wir stehen heute im schrillen Getümmel von Gegensätzen. Nationalismus und Universalismus (wenigstens für den Rahmen Europas) schmettern uns ihre Glaubenslehren entgegen, und doch findet Niemand Zeit, ihnen richtig Gehör zu schenken in der gepeitschten Erregtheit, die in den tausendfältig aufschießenden Problemen sich kundtut. Versuchen wir, das Eine des Städtebaus herauszugreifen, so fallen uns wie eine Meute die Gegenwartsgestalter an, die hemmungslos und zuversichtlich wie jeder neue Schöpferwille das ganze Feld zu erobern streben und mit der In-